

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 40.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

— Berlin, 30. October 1887. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4 1/2 M.

XIV. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Daheim.

Von Emil Beschkau.

Draußen heult der Sturm, und vor dem Fenster wirbeln die dichten Schneeflocken vorüber. Der alte Herr wendet sich um und blickt fragend auf seine Frau. Diese schlägt ihr Auge voll auf zu ihm, ein glückliches Lächeln fliegt über ihr faltenreiches und doch frisches Gesicht, und mit einem entschiedenen, festen Tone, den man sonst nur selten bei ihr trifft, sagt sie, während sie sich wieder in der Sopha-Ecke niederläßt: „Und sie kommen doch!“

Der alte Herr sieht wieder zweifelnd nach dem Fenster, und ein Fieberfahnen überfällt ihn bei dem Gedanken an das abscheuliche Unwetter. Plötzlich aber kommt es wie eine Eingebung über ihn, und aller Zweifel schwindet. „Freilich, wenn Er . . .“

Er wendet sich abermals um, und jetzt ist es, als ob die volle Sonne auf dem Gesicht der Frau läge. Sie scheint zu lachen, und doch schleichen sich leise die Thränen aus ihren Augen, und dabei nickt sie heftig mit dem Kopfe, und ihre zitternde Hand tastet nach einem Telegramm, das auf dem Tische liegt. Aber sie kann es nicht fassen, die Kraft versagt ihr, und die Hände vor's Gesicht drückend, sinkt sie schluchzend auf das Sopha zurück.

Mit der Hast eines jugendlichen Liebhabers eilt der Graukopf zu ihr, nimmt ihre Hände, küßt sie und dann das alte Gesicht. Und dabei drängt es ihm heiß, leidenschaftlich nach dem Herzen, — fast wie an jenem Tage, an dem er sie zum ersten Mal umarmte. Und wieder quillt ihm der Jubel über die Lippen: „Wie glücklich wir sind!“

Die alte Frau aber sieht ernst auf ihn, mit jenem tiefen Herzensblick, der einst das Feuer in seiner Seele entzündete: „Und wem verdanken wir Alles?“ fragt sie in halbblauem, sinnendem Tone.

„Unserer Liebe!“ ruft der Graukopf und drückt etwas stürmisch einen Kuß auf den Hals der Frau, sodas ein leises Roth über ihre Wangen gleitet und sie ihn fortdrängt, beinahe so unwillig wie damals, — nicht ganz so heftig, aber doch mit demselben Bornblitz. Gewiß mit demselben, er leuchtet noch wie vor dreißig Jahren, und ebensowenig wie damals wird er heute ernst genommen.

Die Frau schmolzt. Aber er versteht sich auf's Schmeicheln. „Wenn ich übermüthig bin, — bist Du nicht schuld daran? Ist Uebermuth nicht die Sprache des Glückes? Nicht wahr? Darum drängt es ja die Kinder, die Liebenden zur Tollheit und Schelmerei, zu Scherz und Gened. Und wer ist mein Glück, — wer anders als Du!“

Die Frau scheint verjöhnt zu sein und schüttelt lächelnd den Kopf. „Noch immer der Alte, — noch immer der Sturmwind!“

„Den das Nöcklein gebannt hat.“

„Glaubst Du wirklich an eine solche Zauberkrast der Liebe? Auch dann — wenn die Rose verwelkt ist?“

„Was hast Du? — So ernst, — so bitter, — und gerade heute! Was fehlt Dir, Anna? Du, meine kluge Frau, mit dem immer klaren Kopf und — und Eifersucht?“

Die Frau lacht. „Nein, Stephan, Du verstehst mich nicht. Das hat Dir die Eitelkeit eingegeben.“

„Ah — das ist stark. Eitel — eitel sind nur die Frauen. Kennen, Du beleidigst mich. Aber ich will Dir verzeihen, wenn Du mir nur sagst, was Du hast, was Du meinst.“

„Ich meine, daß es nicht die Liebe ist, die das Glück des Lebens macht, nicht das, was Ihr Liebe nennt. Auch unser Glück, Stephan —“

„Du sprichst in Räthseln. Jetzt verstehe ich Dich wirklich nicht mehr.“

„Man denkt viel nach an diesen langen Winterabenden. Wenn Du dort am Ofen ruhst und Deine Zeitung liest, und ich hier in meiner Ecke sitze und stricke, — lach' nicht, Stephan. Man kann über dem

von diesem schrecklichen Ernst. Heiterkeit steht Dir besser.“

„Die Thränen steigen mir in die Augen, wenn ich Alles überdenke. Wenn ich Alles so vor mir sehe, — mein Leben, Dein Leben, die Kinder, — wie sich das so gestaltet hat, wie es verwebt ist mit geheimnißvollen Fäden, verknüpft mit dem und jenem . . . Siehst Du, Stephan, der Silberschrank dort . . .“

„Was hat der mit unserem Glück zu thun?“

„Mehr als Du denkst. Stelle Dir nur einmal vor, er stünde nicht mehr dort.“

„Was dann?“

„Würde Dir nicht etwas fehlen? Würde Dich die leere Wand nicht stören? Thäte es Dir nicht weh, wenn dort etwas Anderes stünde, wenn das altmodische Ding mit all dem unnützen Kram plötzlich verschwunden wäre, wenn Du nicht mehr die chinesische Pagode niden sähest, und der Palmzweig nicht mehr dahinter stüke?“

„Du hast nicht ganz Unrecht. Aber was soll das?“

„Siehst Du, jetzt wirst Du mich auch verstehen. Kannst Du denken, daß es Dir möglich wäre, Deine Zeitung irgendwo anders zu lesen, als in dem geblümten Hautteil neben dem Kamin?“

„Es ist wahr, — da wird es mir so recht behaglich. Da so einen Schlachtbericht aus China oder Bulgarien zu lesen, wenn das Feuerchen knistert, der Kaffee duftet, und ein Blick nach der Ecke mir nicht stürmende Krieger, Pulverdampf und lodende Flammen zeigt, sondern eine allerliebste, stridende Frau, — na, nur nicht gleich böse sein! Ich spreche in vollem Ernst. Es geht mir nichts über das Plätzchen, und damals, als Du die Karoline pflegen mußtest, als ich eine ganze Woche lang allein war, — ich hätt' es nicht länger ausgehalten. Ich sage Dir, im Kaffeehaus. — Du kannst Dir nicht vorstellen, wie das Alles kalt, nüchtern, langweilig ist. Der Kaffee schmeckt Dir nicht, bei der schönsten Schlacht wird Dir's nicht gemüthlich, die Zeitung ist leer und einfältig, die Gäste erscheinen Dir wie zudringliche Affen und die Kellner wie lauernde Raubthiere, ja selbst das Wasser ist ganz abscheulich sad und widerlich, und wenn Du Dir auch zehnmahl sagst, es ist dasselbe vortreffliche Hochquellenwasser, das zu Hause aus Deinem Brunnen strömt, — Deine Junge bleibt eigensinnig bei ihrer Meinung, als wäre sie weiblichen Geschlechts. Bardon, das ist sie ja. Aber was hast Du nun wieder? Du starrst mich ja ganz satanisch-ironisch an.“

„Deine Erinnerungen unterhalten mich. Fahre nur fort. Wie ist es Dir im Gasthaus gegangen?“

„Im Allgemeinen muß ich sagen, daß man in der Kochkunst dort weiter vorgehritten zu sein scheint, als —“

„Ich danke Dir, das genügt.“

„Jetzt werde ich anfangen, mich über den Sturmwind zu beklagen. Warte doch, bis ich fertig bin! Wem es an entgegenkommender Stimmung fehlt, was ist dem das schönste Gedicht — das blutigste Beefsteak! Diese maschinenmäßige Abfütterung, dieses Essen zwischen Kommen und Gehen, diese steife Höflichkeit, — einen Hühnerknochen mußt Du behandeln, als ob er ein Hofrath wäre, — und dann, wenn Du Dir's so recht behaglich machen möchtest, wenn Dich die Lust anwandelt, Deine Füße auf einen Stuhl zu legen, blaue Wölkchen in die Luft zu blasen, zu sinnern und zu träumen, da



Wettrennen um die Meisterschaft. — Siehe Seite 454.

Strickstrumpf oft bessere Gedanken haben, als über dicken Büchern.“

„Am Ende wirst Du mich noch in meinen alten Tagen zum Stricken anhalten.“

„Es könnte für manchen Tollkopf ganz heilsam sein. Wenn Du aber Deinem Uebermuth nicht endlich Einhalt thust —“

„Du hast recht. Ich bitte zum letzten Mal um Verzeihung. Nun sage mir aber auch, wem wir denn unser Glück verdanken, wenn Du schon von der Liebe nichts wissen willst.“

„Unserem Hause.“

„Am Gotteswillen still! Wenn das der Hausherr hört, steigert er uns im Zins.“

„Wenn Du nicht ernst sein kannst —“

„Doch, — ich verspreche es. Nur laß ein wenig

scharrt es rechts und links: „Zahlen Jean, zahlen Schorsch“, Trinkgelder-Physiognomien umgaulen Dich, und eins, zwei, drei! mußt Du hinein in den nassen Ueberrock, hinaus in den kalten Regen. Nein, Aennchen, lieber Deine Kuchen, wenn sie auch manchmal ihren Beruf verfehlt haben, und, — zu Hause, zu Hause!“

„Du bist also wirklich am liebsten daheim? Und das Theater, — die Concerte? Du bist doch Musikfreund.“

„Ach höre mir damit auf! Ich liebe die Musik, ja, — wenn ich da in meinem Geblühten geborgen bin, und Du auf dem Piano spielst. Da höre ich, wonach meine Seele verlangt; Niemand stört mich, ich kann mich ganz versenken in den Zauber der Töne. Aber im Concert, zwischen dieser gepuppten, parfümirten Gesellschaft wie ein armer Sünder am Pranger sitzen, — ach, am Pranger standen sie wenigstens allein und stießen nicht mit den Ellbogen an Nachbar und Nachbarin! — Und dieses ewige, halblaute Geklatsch anhören: ‚Hat Die aber einen großen Mund! — Ein hübscher Mensch! — Gott, wie mager! — Und so tief ausgeschnitten! — Vrr, mich schaudert’s! — Und dann, wenn es Dich nach einer weichen Walzermelodie, nach einem gemüthlichen Liedchen dürstet, bei einer endlosen Etüde, — viel Fingerverrenkungen und wenig Musik, — ausharren müssen! Hör’ mir nur mit den Concerten auf, Mama!“

„Aber am Stammtisch, — bei den Freunden —“

„Ja, der Gedanke tröstete mich, damit glaubte ich über die Abende hinwegzukommen. Acht Tage warst Du fort, vier Abende hab’ ich im Wirthshaus verbracht. Es war mehr als zu viel. Am letzten, da geriethen wir in Streit. Sie vertheidigten das Wirthshaus, ich die Familie. Mit Freunden nach der Arbeit beim Biere sitzen, — das sei alte deutsche Gepflogenheit und gute deutsche Sitte. Und ich sagte ihnen, daß es eine Unsitte sei, daß dieses gewohnheitsmäßige Trinken und Tabakrauchen ein Diebstahl an der Familie, daß dieses Behagen an saulen Späßen, Anekdoten und Wipen ein Diebstahl an ihrer eigenen Seele sei. Sie meinten, so eine tüchtige Vierfreundschaft habe so Manchen befördert, sei so Manchem zum Nutzen geworden. ‚Ganz recht, entgegnete ich, ganz recht. Auch das Volk, den Staat besteht Ihr.‘ Da wurden sie grob, und ich stand auf und ging. Nein, Anna, — nichts vom Wirthshaus! Das ist der Fluch unseres Lebens! Wenn ich mich dagegen zurückräume, — wie wir Abends am Bettchen unserer Karoline saßen und scherzten mit ihr, bis sie einschlummerte, und wie süß das war, wenn sie noch einmal erwachte, uns mit großen Augen anschaute und dann lachend befahl: ‚Mama, gib Papa — einen Kuß, er hat das so gerne‘ —; und wenn wir dann plauderten bis lange in die Nacht hinein, oder zusammen lasen, zusammen unsere Bilder, unsere Kunstfaden, unsere kleinen Schätze betrachteten, Erinnerungen daraus auftauchen ließen und Zukunftspläne spannen, — wie schön war das, wie glücklich waren wir da! Und doch, — ich kann es nicht begreifen, — aber es giebt Leute, die für all das keine Empfindung haben, denen der Qualm der Bierstube über Alles geht. Aber warum siehst Du mich so seltsam an? Bist Du nicht meiner Meinung?“

„Ich denke an vergangene Zeiten. War das immer Deine Ueberzeugung?“

„Natürlich. Doch, — selbstverständlich war es einmal anders. Als ich Junggeselle war —“

„Da gefiel Dir’s im Concert, im Theater, im Kaffeehaus?“

„Nun ja, — ich vermisse nichts, — ich —“

„Und am Stammtisch?“

„Womit soll man seine Zeit todtschlagen? Was weißt Du vom Junggesellenleben! Einmal, da versucht’ ich’s, — das Geld war mir nämlich ausgegangen, — mit dem Zubehalten. Ich kaufte Brod und Butter und braute mir meinen Thee. Entsetzlich! sag’ ich Dir, — ich wurde ganz melancholisch.“

„Und doch störte Dich Niemand, keine Redensarten verdrossen Dich und keine Trinkgelder-Physiognomien. Du konntest träumen, sinnen, blaue Ringel blasen, die Füße auf einen Stuhl legen —“

„Du hast recht, — es fehlte mir etwas. Ich weiß nicht, was. Das ist ja lange her, so lange. Man wird mit der Zeit ein anderer Mensch.“

Die alte Frau faßt seine Hand und sagt mit zitternder Stimme: „Ich will Dir sagen, was Dir fehlte, was Dich änderte. Es ist dasselbe, was unser Glück gemacht hat, — unser Haus, unser Heim. Wenn ich dichten könnte, würde ich ein Märchen schreiben von einem seltsamen Geiste, der die Stuben erfüllt, um alte Schränke und Truhen webt, in hundert kleinen Dingen sich einnistet. Von einem stillen Geiste, der Dir alles heimlich, traut und wohllich macht, der Dir den mißlungenen Kuchen verführt, den Lehnstuhl, für den Niemand mehr einen Groschen giebt, zu einem lieben Freunde macht, und der alten Frau, die nichts mehr hat als Runzeln und graue Haare, noch ein bißchen Zauberkraft giebt, um Saufwinde festzuhalten.“

„Du weinst!“ — Er zieht sie zärtlich an seine

Bruust und schlingt den Arm um sie. „Glaubst Du nicht an meine Liebe?“

Sie schweigt. Nach einer Weile aber erhebt sie sich und blickt ihn ruhig an. „Erinnerst Du Dich an die welsche Signora?“

Der alte Herr wird böse. „Wozu solche Dinge auführen!“

„Ich will Dir keinen Vorwurf machen, Stephan. Was Ihr Liebe nennt, ist nun einmal so; es will Jugend, Schönheit, Reiz. Du sollst diese Liebe nur nicht mit einem Heiligenschein schmücken, den sie nicht verdient, und den ihr freilich die Phrasenmacher und Bücherfchreiber geben. Die Liebe, Stephan, hätte Dich mir nicht erhalten. Ich war ein einfaches, schmuckloses Weib, früh gealtert, weil ich mich für die Kinder geopfert hatte, und selbst in meiner besten Zeit, — was hätte ich Dir bieten können gegen den üppigen Reiz, die blühende Schönheit, den blendenden Geist der Signora! Und doch, Stephan, — obwohl kein Wort der Klage über meine Lippen kam, — Du rafftest Dich auf, etwas zog Dich zurück zu mir, zu Deinen Kindern. Eine geheimnißvolle, gewaltige Kraft kämpfte für uns, Zauber gegen Zauber, — nicht wahr, ich habe recht? Du besiegtest die Liebe, und wer sie Dir besiegen half, das war jener Geist, jener liebe, gute Geist, dem allein wir unser Glück verdanken.“

Sie schweigen. Draußen heult der Sturm, und Dämmerung erfüllt das Gemach. Da hört man aus weiter Ferne das dumpfe Dröhnen schwerer Schritte. Frau Anna lächelt. „Das ist Hermann, — ich kenne seinen Schritt. Er tappt drein, wie ein Goliath, aber er ist zahm, wie ein Kanarienvogel.“

Der alte Herr springt auf. „Auch die Kinder sind da, — ich höre ihre Stimmen.“

„Sagt’ ich Dir’s nicht, daß sie kommen werden? Und wenn es Pech und Schwefel regnet, — sie kommen. Der Geist zaubert sie her.“

Der alte Herr horcht an der Thür. „Auch Karoline kommt.“

„Das hätte sie nicht thun sollen — bei ihrem Zustand! Zwei Stunden fahren — bei diesem Unwetter! Aber auch ihr läßt es keine Ruhe, — sie müssen Alle nach Hause. Auch unser armer Heinrich, trotz der wilden See“, — sie faßt das Telegramm und drückt es an ihre Lippen, — „er kommt, er kommt!“

Da packt den alten Herrn wieder das jugendliche Ungestüm, er eilt auf seine Frau zu und umarmt sie: „Du hast recht,“ sagt er, „— der tolle Junge! Jetzt begreife ich erst, warum er kein Weihnachtsfest vergehen läßt, ohne die Reise über den Ocean zu machen. Ja, Aennchen, er ist stark, dieser Geist des Daheim!“

In diesem Augenblick öffnet sich die Thür, ein Rudel Kinder springt jubelnd herein und hinter ihnen sieht man zwei große bärtige Männer und eine zarte, kränklich aussehende Dame.

Stephan aber hält seine Frau noch fest, beugt sich zu ihr hernieder, und während die Kinder „Großpapa! Großmama!“ rufen, flüstert er ihr in’s Ohr: „Ich glaube an diesen Geist und weiß auch, wer ihn in’s Haus bringt. Hab’ Dank dafür!“

Rachdruck verboten.

Die Musiklehrerin.

Betrachtungen und Rathschläge. Von Heinrich Ehrlich.

Ich muß meine Betrachtungen gleich mit einem sonderbaren Geständniß beginnen: Im Gegenlatz zu den Anschauungen eines großen Theiles des Publicums, selbst des „gebildeten“, hege ich eine gewisse Vorliebe für die Musiklehrerin und eine ungewisse für die Virtuosa. Ich hege auch die feste Ueberzeugung, daß die Erste nicht allein der Kunst, sondern auch der Entwicklung weiblicher Thätigkeit, selbst dem Familien-, also dem sittlichen Leben sehr nützlich sein wird, wenn sie von Hause aus die richtige Anleitung zu ihrem Berufe erhält, wenn sie diesen richtig auffaßt, und wenn ihr dann die verdiente Anerkennung und Aufmunterung des Publicums zu Theil wird; wogegen ich in der Thätigkeit der Virtuosa, mit Ausnahme von Clara Schumann, wenig Vortheil für das Leben überhaupt, geschweige denn für innerliches Leben entdecken konnte.

Manche geneigte Leserin dürfte finden, daß ich der Anpreisung der Musiklehrerin zu viele „Wenn“ voraussende, wie der Schäfer in Bürger’s Ballade, der, als Abt verkleidet, dem Kaiser die schwierigen Räthsel löst, und dem dieser bemerkt „vortrefflicher Haser, Ihr füttert die Pferde mit wenn und mit aber“. Aber (schon wieder aber!), geehrte Leserin, meine „Wenn“ weisen auf manche unablässige, aber nicht schwer erfüllbare Bedingungen hin, und enthalten gleichzeitig wohl erwogene und wohl zu beherzigende Mahnungen, die auch den Bereich des weiblichen Virtuositenthums streifen. Widmen wir zuerst diesem einige Betrachtungen, um hierauf dem eigentlichen Gegenstande dieses Artikels alle Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die ausübende Kunst bewegt sich heute in derselben Richtung, wie alle öffentlichen Kundgebungen des geistigen, staatlichen und gesellschaftlichen Lebens. Das Energetische, Vollkräftige, Ausdauernde, alle Kräfte auf einen Punkt richtende, rücksichtslos auf den Effect und den Erfolg vordringende „Genialische“ herrscht und beherrscht die Menge; das Weichere, Gemüthlichere, Bedenkende bleibt in der Öffentlichkeit unbeachtet und muß sich mit der Anerkennung der Wenigen begnügen, die im Verborgenen still wirkend des heiligen Feuers warten. Von

der mächtigen allgemeinen Bewegung wird das junge Mädchen, das in die öffentliche musikalische Laufbahn tritt fast unbewußt mitgerissen; ganz ungerecht und thöricht wäre es, von ihr Widerstand gegen die Bewegung zu verlangen, den selbst das „starke Geschlecht“ nicht leistet. Allerdings könnte man fragen, warum die Virtuosaen alle bemächtigt sind, Eigenschaften zu erwerben und auszubilden, die eigentlich nur vom Manne verlangt werden, und warum sie dagegen diejenigen vernachlässigen, die zum Vorrechte des weiblichen Geschlechtes gehören und von der Künstlerin in erster Reihe zu erwarten wären; warum sie fast Alle dahin streben, durch große Geläufigkeit, Kraft, Ausdauer, also durch das Mannhafte zu glänzen, anstatt die musikalischen Merkmale weiblichen Wesens zu zeigen, Anmuth, Zartheit, freundlichen Ausdruck der Empfindungen, mehr liebevolles Anschmiegen an die Composition, als kühne Selbständigkeit der Auffassung, Ueberall, auf dem Theater wie im Concertsaale, im Drama und in der Oper, in der Instrumental-Virtuosität, selbst im lyrischen Vieder-Gebange dasselbe Streben nach virtuosen, zugespitzten („pointirten“) neuen Effecten! Und wie ich eben bemerkt habe, manche junge Künstlerin wird unbewußt mitgerissen! Dafür haben die letzten fünfzehn Jahre merkwürdige Beispiele geliefert: Zwei Künstlerinnen, in ganz verschiedenen Fächern, die bei ihrem ersten Erscheinen allgemeine Anerkennung fanden um ihrer feinen, echt weiblichen Wiedergabe willen, haben im Laufe der Zeit den schönen Kreis der echt weiblichen Künstlerschaft verlassen, um in dem zwar weiteren aber wahrlich nicht edleren der Virtuosität mitzutummeln. Der edlen Clara Schumann Beispiel hat gar wenig Nachahmung gefunden.

Alle diese Vorbetrachtungen erscheinen mir nothwendig als Beleg meiner Eingangsworte; doch führen sie bei dem jetzigen Stande der Verhältnisse schwerlich zu einem Ergebnisse directer Wirkung. Ich wende mich nunmehr zu der Angelegenheit, in welcher eine gedeihliche Entwicklung, ein künstlerischer Fortschritt in nicht langer Zeit und ohne besondere Schwierigkeit erlangbar ist, — zum Berufe und zur Stellung der Musiklehrerin. Immer stärker entfaltet sich die Thätigkeit der Frauen auf manchem practischen Felde, das in früheren Zeiten nur von den Männern gepflegt ward. Auch der ideale Wissensdrang steigt in immer höhere Regionen der Kunstgeschichte, der klassischen Gelehrsamkeit, der medicinischen Wissenschaft, des transcendentalen Denkens, der Metaphysik; es ist bezeichnend für die Richtung unserer Zeit, daß die geistreichen und trostlosen Lehren und Anschauungen des Philosophen, der über die Frauen am schroffsten gerichtet hat, Schopenhauer, sehr viele Anhängerinnen zählen. Also überall vorwärts schreiten, fast ungestümes Drängen. Nur eine weibliche Thätigkeit hat einen bemerkbaren höheren Standpunkt nicht erreicht: Die der Musiklehrerin! Ihr gegenüber bewahrt noch immer der größere Theil der Familien, die ihre Kinder in Musik unterrichten lassen, den sonderbaren Grundgatz, daß man eine Musiklehrerin nur deshalb anstellt, weil sie wohlfeileren Unterricht erteilt, als die Männer. Und nicht wenige von den Damen, welche sich dem nicht leichten Berufe des Unterrichts-Gebens widmen, stellen sich von vornherein auf den Standpunkt der Entfugung, daß sie sich als das wohlfeilere Auskunftsmitel betrachten lassen!

Einem in alten Gewohnheiten wurzelnden Irrthume entgegenzutreten, ist keine leichte Aufgabe; sie wird sehr erschwert, wenn dieser Irrthum einem anderen entsprossen, so zu sagen als dessen Frucht zu betrachten ist, und man auf den ersten zurückgehen muß, um den zweiten zu erklären. Im vorliegenden Falle genießen wir wenigstens des einen Vortheils, daß der Ur-Irrthum Jedermann klar liegt, wenn er auch oft nicht eingestanden wird: Viele Familien, auch wohlhabende, suchen den wohlfeilsten Musik-Unterricht für ihre Kinder nur aus dem Grunde, weil sie in dem fast unbegreiflichen Wahne leben, in den ersten Jahren des Lernens bedürfe das Kind keines guten Lehrers; zeige es besonderes Talent, so wäre ja dann noch immer Zeit, ihm besseren Unterricht geben zu lassen. Sagte man solchen Eltern, sie sollten für französischen, italienischen oder englischen Sprachunterricht zuerst einen Lehrer befragen, der selbst nicht viel davon versteht und eine schlechte Aussprache hat, und später nach zwei Jahren einen guten, wemöglich einen Franzosen, Italiener oder Engländer, — so würden sie die Thorheit solchen Rathes sofort einsehen und den ganz richtigen Einwand geltend machen, daß ja der schlechte Lehrer viel theurer zu stehen komme, als der gute, da er den Schüler viel Falsches lehre, dessen Beseitigung hinterdrein doppelte Mühe und Ausgaben verlangt. Aber die Thorheit, die ihnen sofort einleuchtet, wenn sie ihnen bezüglich des Sprachunterrichtes gerathen wurde, begehen dieselben Eltern gar oft, wenn sie den Musik-Unterricht anordnen!

Freilich ist jener fast unbegreifliche Wahn der Eltern nur eine der vielen Folgen der Ueberhaft, welche alle Verhältnisse des Lebens ergriffen hat, und die vielleicht in der Kunst noch verderblicher wirkt, als in anderen Thätigkeiten. Im öffentlichen Musikleben gilt rascher Erfolg und dessen schnelle Ausbeutung als Hauptfache, im privaten Musikleben herrscht die Sucht nach äußerlichen Resultaten; die Eltern wollen, daß ihre Kinder recht schnell vorwärts kommen und für die Geld-Ausgaben etwas leisten, das den Bekannten und Freunden gezeigt werden kann; sie sollen hübsche Stüchlein spielen, die recht gut klingen. Hat dann der oder die Kleine einige Fertigkeit erlangt, so sollen sie entweder etwas Brillantes, Modernes, oder etwas „Klassisches“ vortragen, entweder Phantastien über Opern, oder irgend ein Stück mit einer schönen Ueberschrift, die „Klosterglocken“, das „Gebet der Jungfrau“, „Des Vögels Erwachen“, oder eine Sonate von Beethoven! Ob das Kind die nothwendigsten Anfangsgründe der Musik gelernt, ob es die Vorzeichnungen kennt, ob es weiß, in welcher Tonart das Stück geschrieben ist, das es vorspielt, ob es Tonleitern mit dem richtigen Fingerlatz*) auszuführen vermag, das ist gleichgültig; wenn nur die Finger recht geläufig über die Tasten laufen, und die Hausfreunde und Verwandten Lob spenden! Dem Verlangen der Eltern müssen alle die Lehrer gehorchen, die nicht genug reich oder hochstehend sind, um nach ihrer Ueberzeugung zu lehren; und so entsand denn die Oberflächlichkeit im Musik-Unterrichte wie in dem anderer Künste, die bis gegen die zweite Hälfte der siebziger Jahre andauerte. Es sind unglücklich viele Bücher über die Musik geschrieben worden, schöngestirnt, ästhetische und streng wissenschaftliche. Die Bildung der Musiker stieg, aber der practische Unterricht ging eher zurück, bis in den letzten Jahren ein heilsamer Umschwung eintrat, und von ihm soll die Musiklehrerin Nutzen ziehen.

*) Wie viele „vorgeübte“ Schüler beiderlei Geschlechtes hat der Verfasser gehört, die von all den oben angeführten einfachsten Vorkenntnissen nichts wußten.

Das weibliche Geschlecht zeigt in vielen Phasen des Seelenlebens mehr Geduld und Ausdauer als das „starke“, so auch in manchen geistigen Thätigkeiten, die ein Zusammenfassen der Gedanken und eine feste Bewegung in begrenzten Kreisen verlangen. Der Mann will Alles, was er geistig oder materiell erworben hat, vermehren und nach allen Seiten verwerthen. Aber das Weib ist sparsam, begnügt sich mit dem Erhalten des Erworbenen, ist zufrieden mit geringer, sicherer Verzinsung des geistigen oder materiellen Besitzes. Die Frauen verstehen Alles wirtschaftlich zu verwerthen. Nun giebt es wohl nur sehr wenige Thätigkeiten, die größere Geduld, Ausdauer, Opferfreudigkeit, Selbstverleugnung beanspruchen, als das Lehramt der Kinder, und ganz besonders das musikalische. Selbst dem gewöhnlichen Landschul-Lehrer steht eine gewisse staatliche Autorität zur Seite; aber der Elementar-Musiklehrer hat zu gleicher Zeit die Unarten der Kinder und die falschen Anschauungen der Eltern zu ertragen. Unzählige sind die Abstellungen der Hindernisse, welche der Musiklehrer in den ersten Jahren des Unterrichtes zu bekämpfen hat, und für die wahrhaft geistliche Wirkung dieses ersten Unterrichtes ist eine Eigenschaft notwendig, die beim weiblichen Geschlechte öfters gefunden wird, als beim „starken“: Die Liebe zu den Kindern. Sie ist dem jüngeren Lehrer nicht zuzumuthen, der noch im äußerlich geistigen Leben seine Freude sucht; und der ältere, im Kampf um's Dasein, in Sorge für Weib und Kind ergrante, besitzt mit seltener Ausnahme nicht mehr den unbefangenen freundlichen Ernst, der des Kindes Gehorsam und Zuneigung gewinnt; das weibliche Geschlecht bewahrt diese Eigenschaften am längsten.

Es läßt sich mit Bestimmtheit behaupten, daß die jegige, der Virtuosenlaufbahn unangünstige Zeit der guten Musiklehrerin ein vortheilhaftes Feld öffnet, und nicht etwa nur der Elementar-Lehrerin, sondern auch der geübten Virtuosa, die gründliche musikalische Kenntnisse sich angeeignet hat, und anstatt der sehr unsicheren Concert-Laufbahn die langsamere, äußerlich mühsamere, weniger vom Scheinplanze umgebene, aber zum geistlichen Ziele führende des Unterrichtes einschlagen will. Die junge Dame, welche sich dem Musik-Lehrfache widmet, muß allerdings der Verantwortlichkeit bewußt sein, die sie übernimmt. Sie muß durch Selbstprüfung die Ueberzeugung der Befähigung gewinnen, welche in anderen Lehrfächern das staatliche Lehramt-Examen verleiht! Sie muß die genaueste Kenntniß der musikalischen Grundregeln besitzen und immer im Auge behalten, denn sie wird auch bei „vorgerückter“ Schule (wie ich andgedeutet habe) in den Fall kommen, jene Grundregeln nachträglich in Anwendung zu bringen. Sie muß alles Hintreiben auf äußerliche Effecte, auf oberflächliche Virtuosität der Schüler vermeiden**), und durch systematisches Vordringen, durch Gründlichkeit, durch Geduld das Vertrauen der Eltern erwerben. Sie muß, — und hierin liegt der Vortheil der Musiklehrerin, — es verstehen, als Mithelgerin zu wirken. Die Tonkunst ist jetzt überall verbreitet; allenthalben wird sie als eines der stärksten, edelsten Bildungsmittel gepriesen: Sie ist also nicht mehr Luxusartikel, sondern ein Bestandtheil der Erziehung. Das weibliche Geschlecht ist Erhalterin von Allem, also auch der Bildung; die wahre Erziehung ist die der Frauen; der Mann lehrt, die Frau bildet (daher auch viel Wissen und wahre Bildung nicht immer gleichbedeutend sind). Und die Musiklehrerin, die ihren Beruf richtig auffaßt, die sich als Mitwirkende an der Entwicklung des Gemüthslebens, an der Bereicherung der Menschheit betrachtet, kann ein nützliches Mitglied der Menschheit werden.

*) In neuester Zeit ist vielfach die Frage von staatlichen Examen auch für die Musik-Unterrichts-Berechtigten angeregt worden und hat auch in Muster-Kreisen Zustimmung gefunden. Es wird aber wohl noch geraume Zeit vergehen, bevor die Meinungen über den Modus solcher Prüfung einigermaßen geklärt sein werden.

**) Professor G. Engel, Gesanglehrer an der Hochschule, schreibt in seiner Festrede der Tonkunst, die allerdings nur philosophisch Gebildeten ganz verständlich ist, die sehr zu beherzigenden Worte: Ein großer Uebelstand ist die Sucht der Dilettanten, die Musik-Unterricht nehmen, mit ihren Leistungen gesellschaftlich glänzen zu wollen. Diese Richtung ist mit den Zielen, welche man sich bei der Idee einer ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts stellen muß, am allerwenigsten verträglich. Nur dann, wenn Lehrende und Lernende sich die Aufgabe stellen, so zu lehren und zu lernen, daß das Verständniß des Einzelnen, auch des Nicht-Musikers, für das Gedeihen der Tonkunst am besten gewahrt wird, nur dann kann die heutige übliche Verbreitung des Musik-Unterrichtes eine ideale Bedeutung haben.

Radbruch verboten.

Allerlei Zeitungsleser.

Von F. von Kapff-Essenther.

Lieber Leser, schöne Leserin, hast Du schon eine große Zeitungs-Druckmaschine gesehen? Wahrscheinlich nicht. Es ist dies ein schwärzliches, höchst complicirtes Ungeheuer, wenn nicht so groß wie ein Haus, so doch gewiß so groß, wie jene berühmte Hütte, in welcher ein glücklich lebend Paar Raum hat. Wenn man eine solche Maschine sieht, ist es gar nicht zu begreifen, was sie mit einer Zeitung zu thun haben kann; beim zweiten Blick jedoch gewahrt man ganz oben einen ungeheuern Papierballen, „das endlose Papier“, und nun ahnt man etwas. Wenn die Maschine arbeitet, so empfängt sie auf der einen Seite den Schriftsatz; das endlose Papier wickelt sich ab, wird von der Maschine zerschnitten, bedruckt, und auf der anderen Seite rutschen die fertigen Blätter heraus, schon zusammengefaltet, leise, fast lautlos, wie Schneeflocken fallen, aber in geistmäßiger Ordnung, wie desillrende Soldaten. Und diese Blätter sind einander so gleich, so gleich, — wo nehmen wir nur schnell ein Bild her? — wie ein Ei dem anderen? Gott bewahre. Nein, die lebendige Natur hat durchaus kein Bild für das, was wir meinen. Also, die Blätter sind einander ähnlich, wie es eben nur Zeitungsblätter sein können. Erst nachdem sie den Abonnenten zugestellt worden sind, unterscheiden sie sich von einander, nicht durch ihr Aussehen, aber durch ihr Schicksal, durch die Behandlung, die sie erfahren.

Für das Eintagsleben der Zeitung ist es vor Allem von entscheidender Wichtigkeit, ob sie in der Stadt bleibt, oder ob sie hinauswandert in die Provinz, auf das Land. Zwar der Großstädter muß sie, wenn möglich, neben seinem Morgenkaffee haben, und die „heutige Zeitung“ nicht gelesen zu

haben, ist ihm beinahe so viel, als sich nicht gewaschen, nicht gekämmt, nicht gefrühstückt zu haben. Aber den Respect vor der Zeitung hat der Großstädter nicht, wie der Provinzler, — das ist das Entscheidende. Der Großstädter schimpft bei Gelegenheit auf seine Zeitung, vergleicht, kritisiert, — die Zeitung ist ihm unentbehrlich, aber die Zeitung kann irren, kann etwas verschweigen, ja, sie kann sogar — lügen! Sie ist menschlich fehlerhaft, seine Zeitung.

Aber man sehe den Provinzler. Die Zeitung stellt so recht eigentlich seinen geistigen Zusammenhang her mit der übrigen Welt. Er erfährt sonst nichts in seinem Rest, außer durch sie; er nimmt Alles hin, wie eine Offenbarung. Der Weltlauf, das ist das, was in seiner Zeitung steht, und was nicht darin steht, das existirt natürlich nicht für ihn.

Wenn seine Zeitung einmal lägt, todtschweigt, Tendenz macht, — er weiß nichts davon, sein Glaube an sie bleibt unerschütterlich. Die Zeitung wird auch in der Provinz nicht „durchflogen“, wie es der hastige, eilige Großstädter gerne thut, sie wird mit Andacht gelesen. Sie ist es ja allein, welche den Provinzler in die Lage setzt, die Ereignisse in Bulgarien zu verfolgen, die Politik Bismarcks zu beurtheilen und über den Gemüthszustand des Czaren zu raisonniren.

Äußerst mannigfaltig sind die Schicksale der Zeitung in den Händen der verschiedenen Leser. Am gleichgiltigsten, am lieblosesten liest wohl der Kaffeehaus-Besucher. Er liest alles Mögliche, wirft ein Blatt fort, nimmt ein anderes; die Zeitungen im Kaffeehaus werden zwar gelesen, aber nicht gewürdigt.

Der dankbarste aller Zeitungsleser ist der pensionirte Beamte. Die Zeitung ist ihm eigentlich das Wichtigste im Leben; er widmet sich dem Zeitungslesen mit derselben Pünktlichkeit, mit der er früher in's Bureau ging. Er schaut die Zeitung meist erst flüchtig durch, dann macht er sich an das Werk, fängt oben beim Titel an; vielleicht wird er, wenn die Nummer stark ist, auf einmal nicht fertig. Er legt sich das Blatt zur Seite und liest später genau da weiter, wo er aufgehört hat. Er weiß vielleicht schon, daß das Hoff'sche Kalziber nicht alle Krankheiten heilt, daß die unentbehrlichen Bedestühle einige Schattenseiten haben, und daß die unvergleichliche Haarwuchs-Pomade seinen kahlen Schädel nicht bewalden wird. Aber er liest trotzdem gewissenhaft weiter und constatirt es mit Antheilnahme, wenn eine neue Annonce in dem alten Reigen auftaucht.

Uebrigens giebt es auch alte Herren, welche die Lectüre hinten mit dem verantwortlichen Redacteur und der Druckfirma beginnen und mit dem Titel der Zeitung schließen. Auf jeden Fall lesen sie Alles, sie raisonniren mäßig, zweifeln bescheiden und discutiren mit dem Nachbar, was die Zeitung morgen bringen wird.

Die Großmutter hat schwache Augen, kümmert sich sehr wenig mehr um den Lauf der Dinge, aber sie liest — die „Geschichte“. Und die „Geschichte“ ist gerade das, was der alte Pensionär vernachlässigt; er findet, daß die „Geschichten“ sich alle gleichen. Seine Alte aber liest Tag um Tag ihre Fortsetzung, schneidet dieselbe gewissenhaft heraus und heftet sie mit Strid-Wollgarn zusammen. Sie hat schon eine ganze Sammlung davon.

Auch die dreizehnjährige Enkelin liest die „Geschichte“. Die gewissenhaften Eltern verbieten ihr noch den Bücherstinkt, und es ist schwer, dieses Verbot zu umgehen; aber die Zeitung liegt unbewacht herum. Die Kleine heftet die großen, lästernen Augen auf das Blatt, als wär's ein Lederbissen; sie muß es noch erhaschen, bevor Großmutter mit der Schere kommt und das kostbare Blatt anschneidet.

Die Mutter und Hausfrau liest ebenfalls die „Geschichte“, aber ohne leidenschaftlichen Antheil; immerhin kann sie, wenn die Großmutter den Zweifel äußert, ob der junge Graf in dem Roman es mit der schönen Försterstochter ehrlich meint, ihre Meinung über die Sache abgeben. Und die Kleine macht wieder so große Augen, — ach, der junge Graf gefällt ihr so sehr! Die Mutter indessen liest mit Vorliebe die Tagesneuigkeiten; die Notizen über das Straußen-Federkleid der Königin von England und die Katzenfell-Garnitur der Prinzessin von Wales, — das sind Dinge, welche ihr volles Interesse erregen. Auch nimmt sie gleichen Antheil an ungestützten Petroleum-Lampen, erhängten oder ertrunkenen Selbstmördern, kühnen Taschen-Diebstählen und anderen Local-Ereignissen.

Die ältere Tochter und das Dienstmädchen nehmen ein gemeinsames Interesse an der Zeitung, — sie lesen die Heirathsanträge; das gnädige Fräulein natürlich nur so aus Spaß, um darüber zu lachen, das Dienstmädchen gläubiger, — „man kann ja doch nicht wissen!“ Vielleicht denkt auch das Fräulein so; aber sie sagt es nicht laut. Wohlgezogene junge Mädchen denken bekanntlich nie daran, sich zu verheirathen.

Auch der „junge Herr“, — er ist Student der Rechte, — guckt, wenn er das Blatt zur Hand nimmt, zuerst in die Heirathsanträge, natürlich nicht, ohne laut zu verstanden, daß es „lauter dummes Zeug“ sei. Die Zeitungen sind überhaupt „lauter dummes Zeug“, „Klatsch“, „Schwindel“, — er nimmt immer gleich den Mund voll, der junge Herr. Dabei liest er alle Zeitungen, deren er habhaft werden kann, weiß alle Bonmots und Anekdoten, welche sie colportiren, er kann angeben, von welchem Blatt diese oder jene Schauspielerin oder Sängerin protegirt wird u. s. w. Er sitzt den halben Tag im Kaffeehaus, aber wenn er nach Hause kommt, nimmt er dennoch seinen Schwestern die Zeitung fort. Der Vater macht der Sache ein Ende und reclamirt das Blatt für sich. Ernst, bedächtlich, nachdenklich liest er die Leitartikel, nimmt dann auch das gestrige Blatt, — er hatte den zweiten Leitartikel nicht gelesen, und er muß das nachholen, — wie sollte er sonst heute beim Bier kennegeiern?

Die Revue der verschiedenen Zeitungsleser ließe sich in's Unendliche verlängern, — die sentimentale alte Jungfer, welche keine Fliege lödten kann, aber nach Nordgeschichten lüftern ist; der Weltverbesserer, welcher die Zeitung nur liest, um Uebelstände und Mängel aufzufinden, denen er abzuhelfen berufen ist; der Maulheld, der überall das große Wort führt und Alles gelesen haben muß, um über Alles aburtheilen zu können. Da ist dann noch die ganze Welt Jener, welche Stellen und Arbeit suchen, welche täglich das Blatt in der Hoffnung zur Hand nehmen, daß etwas für sie darinnen sei; Jene, welche darnach lechzen, sich in den Kunstnachrichten irgendwie erwähnt zu finden, oder die politischen Redner, die ihren speech suchen, — und wie viele Andere, deren Ehrgeiz darin gipfelt, in die Zeitung zu kommen.

Aber wir müssen diese kleine Uebersicht zum Abschluß bringen. Lieber Leser, liebe Leserin, wir ziehen uns die Lehre daraus, daß von allen Erziehungsmitteln der modernen Cultur die Zeitung uns die unentbehrlichste ist. Der Phantastebolle, wie der Arme im Geiste bedarf ihrer, um seinen persönlichen Lebenskreis dadurch zu erweitern. Wer von uns hat nicht

schon erfahren, daß nach großen Kirchenfeiertagen etwas fehlt, etwas, wonach man immer greifen will, — es liegt nicht an dem gewohnten Plage, — man fühlt sich den ganzen Tag unbehaglich, — es ist keine Zeitung erschienen!

Radbruch verboten.

Aus der römischen Gesellschaft.



talien nennt sich ein „demokratisches“ Königreich. Es ist stolz auf seine constitutionelle Verfassung, auf seine bürgerliche Regierung und auf seinen bürgerlich geminteten König. Daraus ergibt sich als selbstverständlich, daß die hohe Staatsämter besetzende bürgerliche Gesellschaft im Lande wie in der Hauptstadt ionangebend ist, während die Aristokratie, die keinerlei Privilegien genießt, wie in anderen europäischen Ländern, im politischen Leben mehr in den Hintergrund tritt, besonders in Rom.

Die römische Aristokratie steht zum größten Theile dem jungen Königreiche noch immer feindselig gegenüber, strebt nicht nach seinen Würden und Aemtern, sondern hält fest zu seinem Gegner, dem Papste; sie betrachtet die Besitznahme Roms seitens der Regierung als eine Usurpation. Diese starre Anhänglichkeit an den Vatican entspringt den Familien-Traditionen, welche fast den gesamten römischen Adel darauf hinweisen, daß er seine Macht und Größe einzig und allein dem Papstthum zu verdanken hat. Dem Nepotismus sind die meisten dieser Fürstengeschlechter, wie die Borgese, Corsini, Barberini u. c., entsprossen; oder sie empfangen ihren Titel, weil sie zu den verschwenderischen Ausgaben der Päpste ihre Finanzen hergaben, wie die Chigi und Torlonia. Wer kann es den mächtigen Gewaltthabern des Mittelalters verdenken, wenn sie, die oft aus bürgerlichem, oft aus dem niedrigsten Bauernstande stammten, ihren Verwandten zu Ansehen und Reichthum und ihren Bankiers zu einem Namen verhalfen! Wer je in Rom gewesen, der kennt die wunderbaren Paläste der Principi mit den unschätzbaren Kunstsammlungen, die herrlichen Villen mit den hundertjährigen Baum-Alleen, den prächtigen Fontänen, Kasernen und Grotten, — es sind die Monumente einer großen, wenn auch vielfach corrumpten Zeit! Von der Kirche kam Alles, und der Kirche wird auch heute gewöhnlich einer der Söhne geweiht, der dann als hoher Cardinal seinen Einfluß auf die ganze Familie ausübt. Darum ist die orthodoxe Frömmigkeit und Bigotterie nur noch in diesen Regionen zu finden; in allen anderen Gesellschaftskreisen Italiens herrscht mehr oder weniger der Scepticismus.

Als streng clerical, hält sich demnach die römische Aristokratie, mit Ausnahme der wenigen nicht vom Papstthum abhängigen Adelsfamilien, fast gänzlich von der Gesellschaft des Hofes entfernt. Der König und die Königin sind umgeben von Herzogen, Marchesi, Grafen und Baronen aus Piemont, der Lombardei und Neapel, von bürgerlichen Offizieren und hohen Staatsbeamten. Der Adel von Rom bildet dagegen eine Gesellschaft für sich, in die hineinzufragen es eher der ausländischen Aristokratie als der italienischen gelingt. Sie besteht theils aus glühenden Kämpfern für die weltliche Herrschaft des Pontifex, wie Fürst Altieri, einer der Führer der clericalen Partei, dessen großartiger Palast an der Gesù-Kirche oft zu Versammlungen der clericalen Häupter dient, theils nur aus solchen, die sich damit begnügen, sich von der Regierung abzusondern und gleichgiltiger zu bleiben, wie die Barberini, deren Rolle eigentlich schon ausgespielt ist, da sie infolge ihres luxuriösen Lebens gezwungen waren, viele ihrer Güter und sogar den großen Complex rings um ihren berühmten Palast an der Via quattro Fontane und Piazza Barberini zu verkaufen — und jetzt fast ganz zurückgezogen leben, — oder wie die Doria-Pamfili, welche sich, trotz ihrer Frömmigkeit und der glänzenden Illumination ihres Palastes an kirchlichen Feiertagen, so tolerant verhalten, daß sie an hohen patriotischen Festtagen sogar die italienische Flagge hissen lassen. Ein nicht durch Papstgunst entstandenes, aber doch höchst clericales Fürstengeschlecht ist das der Massimo, welches sich rühmt, von Fabius Maximus (Cunctator) abstammten, und in seinem Wappen den lateinischen Spruch: „Cunctando restituit rom“ trägt. Der jetzige Vertreter der Familie sieht aber äußerlich viel eher einem Engländer als einem alten Römer ähnlich; man erkennt ihn stets an seinem Cab, mit dem er durch die Straßen fahrt.

Ein ebenfalls aus altem Latinerblut herrührendes, aber antipäpstliches und zum König haltendes Fürstengeschlecht ist das der Colonna, berühmt wegen seiner mittelalterlichen Bürgerkriege gegen die Orsini. Jetzt hat sich die Familie, welche die echten Nobilit repräsentirt, in zwei Linien getheilt, in Principe Colonna und in Principe Sciarra-Colonna. Ersterer war bis vor einem Jahre Abgeordneter von Rom und Umgegend, und zwar als Mitglied der gemäßigt-liberalen (Ringhetti-) Partei, fiel jedoch bei der Stichwahl mit dem bombastischen Volkstribun Cocciapieller. Fürst Sciarra-Colonna aber, demokratisch wie keine Regierung, sitzt noch immer als Deputirter im italienischen Parlament, als Mitglied der fortschrittlichen (Crispien) Partei, und ist Vertreter der angesehenen römischen Zeitung „La Tribuna“. Die Orsini dagegen, die Rom oft wie Könige beherrscht haben und, ob päpstlich oder antipäpstlich, stets eine Partei für sich bildeten, die sogar auf die Papstwahl Druck ausübte, haben sich heute entschieden an den Vatican angelehnt. Wie die Colonna, sind die Piombini und Descalchi eifrige Königsanhänger. Nach der Breiche von Porta Pia ergriff Fürst Piombini, der als Liberaler unter der päpstlichen Regierung viel zu leiden hatte, seinen Palast am Corso dem General-Kommando ein. Fürst Baldassare Descalchi, der Rom schon vor dem Jahre 1870 aus Daß gegen die päpstliche Regierung verlassen hatte, trotzdem sein Vater, der vor einiger Zeit gestorbene alte Don (Mitglied der ungarischen Magnatenfamilie), höchst clerical war, hat seit lange im Abgeordnetenhaus (fortschrittliche Partei) einen Sitz und war vorübergehend sogar etwas Republikaner, der dem Socialismus huldigte. Als großer Kunstkenner und ehemaliger Präsident des Künstlervereins hat er sich durch seine Vorträge und Artikel über Kunst einen Namen gemacht, jedoch allgemeine Theilnahme herrschte, als im Anfange dieses Jahres seine werthvollen Sammlungen durch den Brand seines Palastes arg geschädigt wurden. Seitenlinien einiger streng clerical gesinnter Familien halten es ebenfalls nicht unter ihrer Würde, für das Königthum einzutreten. So ist ein Neffe des aus Toscana stammenden Fürsten und des jüngst verstorbenen Cardinals Chigi, Abgeordneter von Siena (gemäßigt liberal), und ein Neffe des reichsten römischen Principe, des im vorigen



Die Wohlthäterin. Nach einer Zeichnung von J. G. — Seite 434.
34 der West-Heimkehrung im J. 1887. Die Zeichnung ist nach einer Photographie angefertigt.

Jahre gestorbenen Alessandro Torlonia, Bürgermeister von Rom, Herzog Leopoldo Torlonia, bis vor wenigen Monaten zu gleicher Zeit Abgeordneter von Rom, der sich vor Kurzem mit einer hochgebildeten und geistvollen sicilianischen Prinzessin vermählte, wird im römischen Volke „Torlonia der Arme“ genannt, da er zum Unterschiede von dem reichen, der etwa dreihundert Millionen Francs sein Eigen nannte, nur wenige Millionen Francs besitzt.

Von dem Reichthume der römischen Fürsten-Familien kann man sich in Deutschland, wo leider so viele falsche Urtheile über Italien herrschen, kaum eine Vorstellung machen. Der Ertrag ihrer Güter ist schon ein so immenser, daß sie es vielfach nicht für nöthig erachten, ihr Paarvermögen in Staatspapieren anzulegen, welches, so brach daliegend, dem Lande ungeheuren Nutzen entzieht. Und dieser an's Fabelhafte grenzende Reichthum wird mit jeder Heirath um ein Bedeutendes vermehrt, da die Mitglieder der Aristokratie niemals eine Braut ohne Milligie heirathen. So heirathete einer der Söhne des Fürsten Marcantonio Borgheze, Don Giulio, das einzige Kind des oben genannten reichen Torlonia, welcher dem Schwieger-sohne die Bedingung stellte, seinen Namen anzunehmen. Der alte Don Marcantonio jedoch erlaubte nicht, daß sein edler Name, von dessen Bedeutung die Fassade der Peterskirche Zeugniß ablegt, auf welcher stolz das „Paulus V. Burghezius“ prangt, vor dem des ursprünglich französischen „Pardenu“ wiche; ein Ausgleich kam zu Stande, indem Giulio den Titel des Herzogs von Ceri annahm und seinem Familiennamen das Wort „Torlonia“ beifügte. Die im Dienste der Familie Borgheze stehenden, der fast das ganze Boden-Terrain um Rom herum gehört, werden zu Tausenden geschätzt. Seit einer Reihe von Jahren ist es in der römischen Aristokratie Mode geworden, Ausländerinnen zu heirathen. Viele der jüngeren Fürsten haben sich mit Ungarinnen, welche dem italienischen Temperament am nächsten stehen, Deutsch-Oesterreicherinnen, Engländerinnen und Amerikanerinnen vermählt. Das jetzige Haupt der Familie Borgheze, Don Paolo, Herzog von Sulmona, nahm die Tochter des ehemaligen österreichischen Gesandten in Rom, Grafen Apponyi, zur Gemahlin; ein Des-caldi und Aldobrandini heiratheten ebenfalls Ungarinnen, Fürst Orsini eine Wienerin, Schwester des österreichischen Vot-schafters in Paris, — ein allerdings getrennt lebendes Ehepaar.

Zur Freude aller jüngeren Fürstenöhne ist seit dem Jahre 1870, seit dem Einzuge des Königs in Rom, das Majorats-gesetz durch Einführung des italienischen Civil-Gesetzbuches ab-geschafft worden. Als im Jahre 1865 der italienische Coder in Völigkeit trat (natürlich noch nicht im päpstlichen Staate), scharten sich die jungen römischen Fürsten heimlich zusammen, um ein großes Bankett abzuhalten, wo ein begeistertes Brindisi auf jenen Passus ausgebracht wurde, der die Majorate ab-schaffte. Die Sache kam am anderen Tage dem Papste zu Ohren, und aus Furcht vor einer harten Strafe entflohen die meisten der Jünglinge, die an dem Feste theilgenommen hatten. Einige, wie die Söhne der Fürsten Biombini und Colonna, nahmen zum König ihre Zuflucht und traten als Freiwillige in die Armee ein, wo sie bald zu Offizieren avancirten.

Durch das absichtliche Fernhalten von den Aemtern der Regierung werden die jungen Aristokraten natürlich darauf hingewiesen, in der Huldigung des Sports ihren Zeitvertreib zu suchen. Daher die vielen Jagd- und Spiel-Circl, die Renn- und Ruderclubs in Rom, welche den vornehmen Herren Gelegenheit bieten, mit Eleganz ihr Geld auszugeben. Viele von ihnen zeichnen sich auch als Sammler von Gemälden, Gobelins, historischen Möbeln, Münzen und anderen kostspieligen Liebhabereien aus, wobei sie sich oft einen wohlverdienten Ruf als Kenner erwerben. In jüngster Zeit ist der Beruf eines Afrika-Reisenden unter ihnen beliebt geworden, wozu wohl hauptsächlich das Beispiel des berühmten Reisenden Graf Brazza mitgewirkt hat, welcher, obgleich er jetzt in französischen Dien-sten steht, ein römischer Aristokrat ist. Wer Muth, Energie und den Drang besitzt, sich der Wissenschaft nützlich zu machen, anstatt im Müßiggang fortzuleben, schießt sich einer Karavane an, wie Don Giovanni Borgheze, und versucht, in's Herz des dunklen Erdtheiles einzudringen. Auch der Musik und dem Theater wenden die jungen Fürsten als Räcene ihr Interesse zu. Das vor einem Jahre eröffnete prächtige Teatro Dram-matico Nazionale ist von einem Theile des römischen Adels erbaut worden, welcher sich, unter Präsidentschaft des eben genannten Don Giovanni Borgheze, die edle Aufgabe gestellt hat, ein edles italienisches National-Theater, wie es zur Zeit Goldoni's bestand, wieder herzustellen. Vor Allem aber geht durch die ganze römische Aristokratie der Geist des Wohlthuns, der Großmuth gegen die Armen und Leidenden, welcher hoffen läßt, daß auch der Geist der Veröhnung sich allmähig Bahn brechen wird.

M. Humbauer.

Verchiedenes.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wettrennen um die Meisterschaft. Siehe das Bild, Seite 449. — „Sport“ ist die Lösung des Tages geworden. Pferdesport, Ruderport, Segelsport, Turnport, Radfahrport, — alle Kräfte werden angespannt, um den Gipfel der Vollkommenheit auf diesen Gebieten zu erreichen. Für alle Mühen entschädigt der schließliche Erfolg, das Bewußtsein, der Erste am Ziel gewesen, der „Meister“ im Kampf geblieben zu sein. Unser Wettrennen um die Meisterschaft ist natürlich nicht ernst zu nehmen, und Wettende werden sich um den Ausgang nicht erheben. Wo die Kräfte so ungleich sind, kann es sich nur um ein Spiel des Scherzes handeln. Aber die geringere Kraft stählt sich doch, wenn sie sich auch ohne Aussicht auf den Sieg mit der größeren mißt. Der kleine Sechsjährige ist stolz darauf, daß es ihm gelingt, dem Sech-zehnjährigen auf den Fersen zu bleiben, — er merkt ja nicht, daß dieser nur mit ihm spielt, — und wenn ihn sein großmüthiger Concurrent kurz vor dem Ziel noch um einige Längen vorziehen läßt, wird er fest an die erlöschte Meisterschaft glauben. Nicht jeder Sieg wird ihm im Leben so leicht gelingen.

Die Wohlthäterin. Nach einer Couache von E. Henseler. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. Siehe Seite 452 und 453. — Das ist noch nicht die Armuth in ihrer schrecklichsten Gestalt, die uns das Bild des Künstlers vor Augen führt. Die Einrichtung des Zimmers deutet darauf hin, daß hier noch nicht das traffe Glend, die grünende Noth ihren Einzug gehalten haben. Aber

Sorge und Trauer herrschen in der Hütte. Der Vater gestorben, die Mutter sich und elend, — wie soll sie mit ihren schwachen Händen die Gespenster bannen? Da kommt ihr die Hilfe, die reiche Frau, die sich in Luxus und Wohlleben ein Herz für die Armuth bewahrt hat. Sie bringt nicht nur leibliche Stärkung, sie bringt auch geistigen Trost, — und sie nimmt etwas mit aus der Hütte der Sorge, den Dank der Armuth und den Segen Gottes.

Aus der Frauenwelt.

Kiel. — Die Vermählung des Prinzen Heinrich von Preußen mit der Prinzessin Irene von Hessen-Darmstadt wird dem Vernehmen nach erst im Herbst 1888 stattfinden.

Wien. — Kaiserin Elisabeth hat dem Papst zu dessen bevorstehendem Priester-Jubiläum eine kostbare Liara überliefert, welche mit seltenen Edelsteinen reich geschmückt ist. Der Werth des Geschenkes wird auf 340,000 Gulden geschätzt.

— Die Besserung in dem Befinden der Herzogin von Cumberland übertrifft alle Erwartungen. Geist und Gemüth haben ihre frühere Frische wiedererlangt und die schwermüthigen Ideen einer frohen Jüderlicht in die Zukunft Pfah gemacht. Die Gemächer, welche die hohe Frau nunmehr seit ihrer Ueber-siedelung nach dem herzoglichen Schloß zu Penzing bewohnt, sind auf Anordnung der Ärzte mit neuen Tapeten und neuen Möbeln ausgestattet worden. Dieselben stoßen an die Apparte-ments der Königin von Hannover und der Prinzessin Mary. Der Herzog kaufte kürzlich die dem Schloße gegenüberliegende Villa, welche früher einer Circus-Besitzerin gehörte, und ließ dieselbe vollständig in Stand setzen, da die Prinzessin von Wales, welche demnächst zum Besuch ihrer Schwester in Penzing erwartet wird, in diesem Landhause Wohnung nehmen soll.

Brüssel. — Eine heilsame Lehre gab jüngst die Königin der Belgier einer den besten Brüsseler Gesellschafts-Kreisen angehörenden Dame, welche in Ostende einen auffallenden Mangel an Höflichkeit gezeigt hatte. Als sich die Königin im vergangenen Sommer in dem erwähnten Seebade aufhielt, begab sich jene Dame ihrer Gewohnheit gemäß nach dem Bade zu dem großen Küchen-bäder auf dem Damme und verlangte ein Glas Malaga. Da man sie warten ließ, um zunächst eine andere Frau zu bedienen, die eben erst eingetreten war, wurde sie ungeduldig, lärmte sogar ein wenig, und da sie bemerkte, daß man sie mit Erstaunen an-sehe, wandte sie sich gegen die Dame, welche man vor ihr bedient hatte, und sagte zu ihr in empfindlichem Tone: „Madame, ich bitte Sie, mich nicht so anzusehen. Ich kenne Sie nicht, und Ihre Art und Weise, mich anzuschauen, ist mir sehr unangenehm.“ Nach einiger Zeit erschien die jornige Frau in Brüssel bei Hofe und bemerkte zu ihrem Schrecken, daß jene Dame, welche sie in Ostende so barsch angefahren, die Königin war. Sie erschröckte sich nun in Entschuldigungen, indem sie angab, daß sie vorher in Karlsbad mehrere Wochen zugebracht und dort die Brüsseler Physiognomien vergessen habe. Ferner erzählte sie der Königin, daß sie in Karlsbad die Kronprinzessin Stephanie von Oesterreich gesehen habe, welche wegen ihrer außerordentlichen Liebenswürdig-keit sehr beliebt sei. „Madame,“ erwiderte die Königin lächelnd, „für Prinzessinnen ist die Liebenswürdigkeit eine Pflicht. Für die anderen Frauen ist es ein Vergnügen, das sie sich hier und da machen, liebenswürdig zu sein, aber eine Pflicht ist es nicht.“

London. — Die Königin Victoria ist gegenwärtig auf Schloß Balmoral mit der Herausgabe der öffentlichen Ansprachen des verstorbenen Herzogs von Albany beschäftigt.

— Die Herzogin von Connaught, eine Tochter des ver-einigten Prinzen Friedrich Carl von Preußen, tritt in wenigen Tagen von Brindisi aus die Seereise nach Indien an, um sich zu ihrem dort weilenden Gemahl zu begeben.

— Es ist leider wenig Hoffnung vorhanden, daß sich Jenny Lind von dem Schlaganfall, den sie erlitten, wieder erholen werde. Die einst weltberühmte Künstlerin hat sich in einer der lieblichsten Gegenden im Westen von England ein traumliches Heim geschaffen. Am östlichen Abhang eines Hügel, des Heresfordshire Beacon, gerabe da, wo die Straße über den Sattel des Höhenzuges führt und einen Paß über denselben von Westen nach Osten bildet, steht ihr reizendes Landhaus. Hinter einem dichten Gebüsch von Lorbeer-Sträuchen, Tannen und Nichten versteckt, entzieht sich die schmucke Villa den Blicken der Neugierigen fast ganz; nur von dem Gipfel des Hügel aus sieht man die hübschen grünen Beranden und die Giebel des niedrigen Hauses, das sich an die felsige Anhöhe lehnt und von den Terrassen aus die herrlichste Fernsicht darbietet. Auf einer vorspringenden Ecke des Gartens, wo die Aussicht am schön-sten ist, steht ein kleiner, runder Tempel, in welchem Jenny Lind in früheren Tagen oft zu sitzen pflegte, umgeben von einer Schar von munteren Kindern. Gar oft klangen damals fröhliche Lieder in die liebliche Landschaft hinaus, jetzt ist es aber in dem Hause still geworden, denn die Besitzerin desselben liegt schwer krank darnieder.

Konstantinopel. — Im Hause des Sultans rüftet man sich zu glänzenden Festen, bei denen all die Pracht und Herrlichkeit entfaltet werden soll, welche die orientalischen Herrscher bei solchen Gelegenheiten stets zu zeigen pflegen. Es werden nämlich in kurzer Zeit nicht weniger als vier Prinzessinnen aus kaiser-lichem Geblüt in den Stand der Ehe treten. Zunächst soll Selieh Hamam, die Tochter des jetzt regierenden Sultans, mit dem Sohne des Helden von Plewna, Ghazi Osman Pascha, getraut werden. Sodann kommen drei Töchter des verstorbenen Sultans Abdul Aziz, die Prinzessinnen Safiha, Rajimeh und Esma, unter den Brauthimmel. Die erstere heirathet den Adjutanten des Sultans, General Mehemed Pascha, die zweite den Sohn des Marschalls Derwisch Pascha und die dritte den General-Gouverneur der Provinz Karassi, Attif Bey. Eine Million Mark ist für alle vier Hochzeiten ausgeworfen worden, und man kann sich daher leicht vorstellen, welche Geschäftigkeit die Kunst der Dellale ent-wickelt. Was eine Dellale ist? Eine gern gesehene Besucherin in den abgeschlossenen Räumen der türkischen Frauenwelt, ein weib-licher Makler, der neben kleineren und größeren Anleihen den Ankauf und Verkauf von Schmuckstücken und Toiletten-Gegenständen vermittelt. Die Mehrzahl dieser Sachen sind europäischen Ur-sprungs, und zwar spielt bei denselben die Pariser Mode eine her-vorragende Rolle. Die morgenländischen Damen haben eben auch schon angefangen, auf diesem Gebiete den Reigungen des Abend-landes zu huldigen, nur tragen sie Bedenken, ihre Vorliebe der Außenwelt zu zeigen, weil die Geistesfreiheit gegen diesen schädlichen Einfluß des fränkischen Geistes mit allem Eifer eintritt. Die Dellale spielt übrigens auch noch in manchen anderen Angelegenheiten die Rolle der Vermittlerin. Ihr Besuch bietet den Frauen des Ha-rems die einzige Gelegenheit, mit der Außenwelt in Verbindung zu treten. Gewöhnlich ist die kluge Frau, welche man im Orient

„Mutter“ oder „Tante“ zu nennen pflegt, eine ältere Person, da-her in allen geschäftlichen Angelegenheiten sehr erfahren und ihrer Verschwiegenheit wegen eine wahre Perle für die Bewohnerinnen des Harems. Sie ist zugleich eine wandernde Zeitung, welche die laufenden Tagesneuigkeiten von Mund zu Mund trägt. Daher kommt es, daß man in den „inneren“ Wohnungen der vornehmen Türken über alle Vorkommnisse vortrefflich unterrichtet ist.

Sofia. — Die fürstliche Hofhaltung trifft bereits umfassende Vorbereitungen für den Empfang der Fürstin-Mutter, welche demnächst in Sofia zu längerem Aufenthalt einzutreffen gedenkt. Die Damen der bulgarischen Hauptstadt warten mit größter Ungebuld auf die Ankunft der hohen Frau, denn sie geben sich der schönen Hoffnung hin, daß dann das gesellschaftliche Leben der kleinen Residenz einen nie geahnten Aufschwung nehmen werde. Und daß sie in ihren Erwartungen nicht getäuscht werden, dessen sind die schönen Bulgarrinnen gewiß; hat ihnen ja doch der Fürst selbst sein Wort verpfändet. Als nämlich der jugendliche Herrscher bei einer Festlichkeit mit mehreren Damen conversirte, faßte sich das Töchterchen eines Ministers ein Herz und legte dem Fürsten die gewichtige Frage vor, ob er auch Hofbälle abzuhalten gedenke. „Wenn Sie es für die Pflicht eines Herrschers halten, Hofbälle zu geben,“ antwortete der Fürst, „so werde ich sofort dahin wirken, daß meine Mutter ihre Reise nach Sofia beschleunige, um hier die Repräsentation zu übernehmen.“ Es braucht wohl nicht erst erwähnt zu werden, daß das tanzlustige Fräulein für die Aus-übung dieser Herrscherpflicht warm eintrat, und so dürfte denn im kommenden Winter Terpsichoren eifrig gehuldigt werden, — wenn die Politik nicht etwa einen rücksichtslosen Strich durch die Rech-nung macht. Uebrigens ist schon vor der Ankunft der Prinzessin Clementine von Coburg ein Fest veranstaltet worden, bei welchem der Tanz zu seinem Rechte kam. Das Bild, welches hierbei die geladenen Gäste boten, war allerdings seltam genug; haben doch einige der eingeborenen Herren die Ungelehrtheit so weit getrieben, daß sie den Rock für ein überflüssiges Kleidungsstück hielten und einfach in Hemdärmeln erschienen.

Kansas. — Die Frauen-Emancipation dürfte wohl nirgend energischer betrieben werden als in Kansas. Dort haben die Frauen nicht allein das Stimmrecht in Gemeinde-Angelegenheiten für sich erobert, sondern neuerdings auch durchgesetzt, daß eine Frau bei ihrer Verheirathung nicht nöthig hat, den Namen ihres Mannes anzunehmen, wenn sie keine Lust dazu hat.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.



Paris. — Der von den Pariser Damen diesen Winter am meisten getragene Hut ist der aus Filz, gewöhnlich zum Kostüm passend und daher selten schwarz, um so häufiger aber roth, wie der Rock des Kleides. Unser rothes Modell ist von einem weichen, maifarbenen Kreppstieker umwunden, unter dem eine roth und schwarze Aigrette, von einer goldenen Schnalle gehalten, aufsteigt. Diefelbe Garnitur kann ein wenig zur Seite oder nach hinten gerückt werden; dies hängt ganz vom Geschmack ab, und eins ist so modisch wie das andere, nur muß die Garnitur stets den niedrigen Kopf um ihre volle Höhe überragen. P. de G.

— Da Tuch in diesem Win-ter hochmodern ist, so fabrizirt man es natürlich in allen Farben-tönen, unter denen die hellen und insbesondere die weißlich grauen am gelungensten sind. Wegen der Schwere des Stoffes, sowie der Be-fähige, die vorzugsweise in Pelz be- stehen werden, muß die Nachart der Tuch-Kostüme eine möglichst einfache sein. Das hier vorgeführte Kostüm ist von hellgrauer Farbe und mit Ghinchilla besetzt, wozu Ornamente aus schmaler Silber-Soutache hinzu kommen. P. de G.



— Die Verbindung von blauem und rothem Woll-stoff, die in den diesjährigen Herbst-Kostümen so große Erfolge hatte, wird sich auch für die Winter-Toilette in der ershmei-chelten Gunst behaupten. Nur die Nachart hat sich ein wenig ver-ändert, indem an Stelle der den rothen Rock ganz bedeckenden Tu-nika eine Polonaise mit doppelten Draperien tritt, welche einen schma-len Rand des Rockes sehen läßt. Breite Streifen rothen Stoffes verzieren Tunika und Taille. P. de G.

Wien. — Sehr effectvoll sind die moirirten Changeant-Bänder durch das Zusammenwirken der Mode-Anancen: cog de roche und chaudron, Charles dix und mousse. — Eine Neuheit, welche Anerkennung finden dürfte, ist ein in zwei verschiedenen Farben gewebtes Band, dem ein schmäleres, ebenfalls zweifarbiges Band aufgelegt, das sonst selbständig bloß durch seine Mittelfäden mit der Mittellage des unteren Bandes zusammenhängt. F. A.

Berlin. — Der rothe Regenschirm aus Uraters Zeit ist wieder zu Ehren gelangt. Freilich sieht er eintheilen mehr wie eine Modelaune aus, während dunkelfarbige Schirme, — marine, grün und lila, — mit feinstreifigen Carreau-Muster in der That die schwarzen zu verdrängen suchen. Die Griffe sind kostbarer und kunstvoller denn je aus Metall, Holz oder Ebenholz geschnitten und bevorzugen sowohl die geraden und flachen, als auch die wenig gebogenen Formen, sowie den einfachen Stiel mit rundem, flachem und spitzem Knopf; der einst so beliebte und bequeme Armring ist fast ganz verschwunden.

Die Serie der Carton-Kleider, welche man in ihrer zierlichen Verpackung gern zu Geschenken wählt, werden durch reizende, hellfarbige gestickte Gesellschafts-Kleider erweitert. Der Grund derselben besteht aus Crépon (Virginie) in Weiß, Chamais, Hellblau, Rosa u. s. w. Die Stickerei zeigt bald Farbe zu Farbe, bald buntparbig im Plattstich ausgeführte geometrische Figuren oder ein leichtes Blumengeranke, hier



verschiedener Breite zur beliebigen Verwendung, dort einen Klein für Draperie und Garnitur-Theile bildend. Zur Erleichterung des Arrangements ist jedem Carton ein Modenbild beigelegt.

Der Phantasie-Schmuck darf sich allerlei kleine Extravaganzen und Spielereien erlauben, an die man freilich den Maßstab des Gebiegenes, wie an den echten Schmuck, nicht anlegen darf. Das neue Mode-Thier, das



Mädchen, schmückt, aus Kristall gearbeitet und in einem vergoldeten Metallringe hängend, eine zierliche Brosche. Sehr

hinreichend ist das Armband konstruirt, indem es den Arm fest umschließt und doch ein bequemes Durchgleiten der Hand gestattet. Für diesen Zweck markirt sich der obere verzierte Theil, — kleine Würfel mit farbigen Steinen, — sobald der vergoldete Reif den Arm umschließt, doppelt, läßt sich aber mittelst kleiner Garnüre bis zur Weite der Hand auseinanderchieben. M. St.

Pariser Theater- und Gesellschafts-Toiletten.

Siehe die Abbildung hierunter.

In diesem Augenblicke läßt es sich bereits übersehen, was die elegante Welt von Paris für die bevorstehende Winter-Campagne von den ihr gebotenen Neuheiten acceptiren wird, und man darf auf manches Bizarre in Toiletten und Frisuren gefaßt sein. Namentlich macht sich eine wunderliche Reizung geltend, zu den Moden der zwanziger Jahre zurückzukehren. Neben der stolzen, klassisch gewordenen Sammetrobe mit Atlasrücken und -Schleppe, der einfachen, aber stets phantasievoll arrangirten Krepp-Toilette junger Mädchen werden wir das „alfränkische“, gebülmte, kurze Kleid mit glattem Rock und krauler, ausgechnittener Taille, die ein schmales, flatterndes Band umgürtet, erscheinen sehen. Auch die Schuhe mit Kreuzbändern und die hohe, die Stirn ganz freilassende Frisur sind im Geschmack jener Epoche. Bei einer sehr zarten, glatten Stirn ist diese Frisur zwar keineswegs unlieblich, doch bleibt sie immer gewagt, und so wird die Tracht nur sehr vereinzelt zur Erscheinung kommen. Um so mehr Anhängerinnen dürften sich die wieder in ihre Rechte eingesehten langen Locken erwerben, die, mit Bändern und Blumen geschmückt, gewöhnlich die Schleppe begleiten, während die kurze Frisur mit dem leichtgeschürzten, suffreien Kleide sich vereinigt. Zum Schürzen dieser Kleider liegen Bänder, mit Gold, Silber, Filigran und Pailletten gestickt, bereit, die auf Seegrün, Wasserblau, Altrosa zc. zauberhafte Effecte hervorbringen. Eine Taille für Ballroben, die zu den neuesten Schöpfungen der Mode gehört, zeigt eine äußerst anmuthige Verschmelzung der halbhohen und niedrigen Form, indem die niedrige, aus Blumen oder ausgeschlagenen Seidenrüschen bestehende die Untertaille bildet, während die eigentliche Kleibertaille sich in zwei Draperien über die Schultern legt und den für manchen Geschmack allzu tiefen Ausschnitt der niedrigen Taille auf's Liebenswürdigste corrigirt. Die Draperie-Taille, welche sowohl für Ball- als Gesellschafts-Toiletten die erste Rolle spielen wird, stellt man nur aus ganz weicher Seide, Krepp und ähnlichen schmiegsamen Stoffen her.

Für Theater-Toiletten schafft die Mode wundervolle Broderien. Dieselben werden in Kanastreifen die Röße der Seidenroben garniren und zu den gleichfalls reich mit Perlen, Pailletten und selbst mit farbigen Steinen gestickten Tüll-Chemise's Wieder von eigenartiger Form bilden. Denkt man sich hierzu einen Flügel aus Brillanten genial zwischen den Puffen und Locken des Haars befestigt, so erhält man das Bild einer Toilette von wahrhaft



königlicher Pracht. Für eine andere Art Theater-Toiletten werden in den Seidenstoff selbst mit Gold prächtige Muster eingestickt. Man trägt hierzu goldenes Geschmeide in egyptischem Geschmack, Collier und Haarschmuck übereinstimmend. Den Schlüßstein aller dieser Kostbarkeiten bildet ein Umhang aus farbigem Sammet, der, mit Atlas gefüttert und mit Zobel, Chinchilla oder Hermelin besetzt, die Toilette auf's Reizendste umrahmt und den Glanz der Seide, sowie das Gefunkel der



Steine durch seine matte Weiße erhöht.

B. de G.

Neue Handarbeiten

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Holzmalerei.

Die Holzmalerei, d. h. das Bemalen von Holzgegenständen für Luxus und Gebrauch, wird vorzugsweise gern von Dilettanten ausgeübt, weil wenig Kunst zu dieser Art der Malerei zu gehören scheint; jedoch kann sie trotz ihrer Einfachheit einen wahren Kunstwerth erlangen, wenn sie mit richtigem Verständniß ausgeführt wird. Ein häufig geübter Mißbrauch besteht darin, Holzgegenstände mit naturalistischen Malereien zu schmücken. Die Holzmalerei aber soll sich als Verzierung dem betreffenden Gegenstande anpassen und unterordnen; ihr eigentümlicher Reiz besteht darin, daß das feine Geäder des Holzgrundes durch die Malerei hindurchschimmert, was die Anwendung von Deckfarben, also auch jede naturalistische Malerei, ausschließt. Man würde mit durchsichtigen Farben auf dem Holzton niemals eine Farbenwirkung erzielen, wie sie dem Zweck entspräche, während der nitwirkende Holzgrund, der die durchsichtigen Farben sanft abtönt, eine eigene, dem Auge wohlthuende Farben-Harmonie herstellt. Eine Holzmalerei muß vor Allem correct in der Zeichnung sein und der eingelegten Holzarbeit, der Intarsia, gleich; sie soll als Flächenornament wirken und muß daher in breiten Flächen angelegt und vor kleinlicher Ausführung bewahrt werden, gleichviel, ob man ein stilgerechtes Ornament, figurliche Darstellungen oder Blüthen und Zweige, wie sie die Japaner mit so bewundernswürdiger Einfachheit und Leichtigkeit zu zeichnen verstehen, als Vorbild wählt. Die decorative Malerei der Japaner, die uns seit einiger Zeit in hohem Maße des Studiums werth erscheint, dürfte auch für die Art der

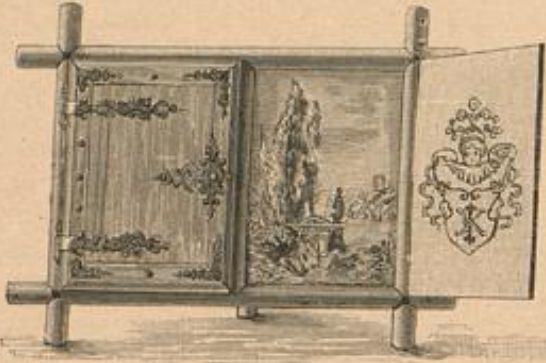


Malerei der Japaner, die uns seit einiger Zeit in hohem Maße des Studiums werth erscheint, dürfte auch für die Art der



Pariser Theater- und Gesellschafts-Toiletten. — Siehe auch die Abbildungen im Text.

Holzmalerei ein beachtenswertes Vorbild liefern. In Betreff der Möbel, die einen Gegenstand der Verzierung durch den Pinsel bilden, neigt man sich neuerdings mehr und mehr dem Rococo zu; die kleinen, zierlich veränderten Kommoden, Schränke und Truhen mit glänzenden Metallbeschlägen, Tische u. eignen sich besonders zum Bemalen mit Fruchtgehängen, Blumenkörben, flatternden Bändern oder mit Gruppen von Schäfern und Schäferinnen, Cavalieren und Damen in der Tracht jener Zeit. Für die Ausführung aller dieser Motive gilt jedoch das vorher Bemerkte: die Flächen werden mit einer Farbe vollgestrichen, die Schatten nur leicht angedeutet und gleichfalls in breiten Flächen aufgeführt; die hauptsächlichste Wirkung muß in der Contour-Zeichnung liegen. Ahornholz erscheint vermöge seiner Härte und Zartheit für die Bemalung am geeignetsten; dennoch ist es porös genug, um die dünn und flüchtig aufgetragene Aquarell- oder Oelfarbe verlaufen zu lassen. Um dies zu verhindern, überstreicht man den Holzgrund mit einer dünnen Lösung weißer Gelatine in kochendem Wasser



und lasse diese vor dem Beginne der Arbeit vollständig trocknen. Zum Aufspalten des Musters empfiehlt sich Pergament-Papier, das vollständig durchsichtig, eine größere Widerstandsfähigkeit besitzt, als das gewöhnliche Hauspapier. Zur Bemalung mit durchsichtigen Aquarellfarben eignen sich ebensowohl die französischen, wie die Düsselboxer oder englischen leuchtigen Wasserfarben. Hat man größere Flächen mit derselben Farbe anzulegen, — was nament-



sich bei einem sich wiederholenden Ornament von Wichtigkeit ist, — so thut man gut, gleich die genügende Menge in einem vertieften Porzellan-Köpfchen anzureiben. Ein wiederholtes Uebermalen derselben Stelle ist zu vermeiden, solange sie nicht vollständig trocken ist, weil der Gelatine-Grund sich aufreiben und fleckig werden würde. Ist die Malerei so weit gediehen, so sind die Umrisse, am besten mit Sepia colorata, scharf, wenn als Wandschmuck oder dafür berechnet, aus größerer Entfernung gesehen zu werden, möglichst kräftig mit dem Pinsel zu zeichnen. Die fertige Malerei erhält einen Ueberzug von französischem Firnis oder durch Politur, die von einem geschickten Tischler ausgeführt wird.

Das Poliren der Holzgegenstände, das nicht bloß Übung, sondern auch Kraft der Hand erfordert, wird bisweilen gern von den Malenden selbst bewerkstelligt, weshalb hier eine kleine Anleitung dafür Platz finden möge. Das Lackiren mit französischem Firnis geschieht zwei- bis dreimal nach vorherigem jedesmaligen Trocknen, worauf die Fläche entweder mit Schachtelhalm, geschabtem Wismuth oder Os Sapias mit dem Finger vorsichtig abgerieben wird, um jede Unebenheit zu entfernen. Alsdann macht man einen Ballen aus Flanell, gießt einen Tropfen Leinöl darauf, hüllt ihn in weiches, feines Leinen, das mit ein wenig Grundpolitur angefeuchtet ist, und reibt damit auf dem Holze in die Runde, ohne innezuhalten; es ist rathsam, den Holzgegenstand auf irgend eine Weise zu befestigen, damit man beide Hände zum Poliren frei hat. Die Politur wird bereitet, indem man 30 Gramm weißen Schellack in 1/2 Liter Spiritus vini thut, der sich darin vollständig auflöst. Hängt der Ballen an feitzubasteten, so wird das Anfeuchten wiederholt, und zwar drei- bis viermal; dann verfährt man ebenso mit verdünnter Politur, — 10 Gr. Schellack auf 1/2 Liter Spiritus vini, — und zuletzt reibt man nur mit Spiritus vini allein ab. Das Poliren erfordert eine bis zwei Stunden anhaltenden Reibens; je länger es fortgesetzt wird, desto besser ist das Resultat.

Will man Holzmalereien mit Oelfarben ausführen, so ist dafür ebenso das Holz mit Gelatine zu präpariren. Die Oelfarben, von welchen man wieder nur die Lasurfarben wählt, sind mit sogenanntem Medium oder Terpentins-Spiritus zu verdünnen und mit einer geringen Menge Siccativ zu vermischen und schließlich, nach dem Trocknen der Malerei, mit französischem Firnis zu überziehen.

Wer den Platina-Holzbrand-Apparat kennt und sich in dieser Technik, — beschrieben in der ersten December-Nummer v. J., — geübt hat, besitzt damit zugleich ein vorzügliches Hülfsmittel für die Holzmalerei, da übermalte Holzbrand-Bilder von überaus reizvoller Wirkung sind. An einem gut ausgeführten Holzbrand-Bilde ist die scharfe Contourzeichnung, die einfache Schattenanlage bereits vorhanden, so daß man die Flächen nur farblich zu tönen hat; auch kann man die Schattenpartien noch mit einer dazu passenden Farbe überlegen, aber stets nur dünn und durchsichtig, damit die Linien und Schraffirungen, welche der Platina-Stift zeichnete, mitwirken und das Ganze wie eine fein colorirte Zeichnung aussieht.

Anknüpfend an den Artikel über Majolika-Malerei in der zweiten November-Nummer v. J. muß hinzugefügt werden, daß die Fabrik von D. Drews, an Stelle der immerhin etwas schwierig zu behandelnden Farben in Pulverform, diese jetzt in Porzellan-Köpfchen abgiebt, welche genau so, wie Aquarellfarben, zu behandeln sind, selbstverständlich, mit Rücksicht auf den porösen Thon, mit verhältnismäßig viel Wasser. Es malt sich mit diesen Farben ganz vorzüglich, und auch Anfängern in der Technik bereiten sie nur geringe Schwierigkeiten. Minna Landien.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Die kurzen und trüben Novembertage müssen für mancherlei Arbeiten im Garten, der bald seiner letzten Blumen beraubt ist, fleißig ausgenutzt werden. Die Hauptaufgaben bestehen darin, den Boden für die Frühjahrbestellung gut vorzubereiten und empfindliche Pflanzen gegen die nachtheiligen Einflüsse der Witterung zu schützen. Uebrigens ist große Kälte viel weniger gefährlich, als plötzliche Wärmeschwankungen und besonders als Glatteis. Hochstämmige Rosen müssen niedergelegt und festgehalten werden, um sie, sobald stärkere Fröste eintreten, decken zu können. Ebenso ist es nothwendig, die zarteren Stauden und Gehölze durch trockenes Laub, Moos, Stroh, Heidekraut, Rohr oder Fichtenweige vor dem Erfrieren zu schützen. Alle Bedeckungen und Umkleidungen von Stroh vermeide man jedoch, da sie Mäuse anlocken und die Käse halten, wodurch leicht Fäulniß entsteht. Erdbeer-Pflanzungen sind zum Schutz gegen den Frost, wie um die Ertragsfähigkeit zu erhöhen, mit einer niedrigen Schicht Dünger zu belegen, bei den Spargelbeeten ist eine fußhohe Deckung erforderlich. Pfirsich- und Aprikosen-Spaltbäume werden durch leichte Rohrdecken oder durch Fichtenweige geschützt. Die Weinstöcke müssen, ehe man sie niedertreibt oder durch Reifig beschattet, zurückgeschnitten werden; die meisten Gärtner ziehen den Herbstschnitt unbedingt dem Frühjahrsschnitt vor. Bei günstiger Witterung kann man noch Mohrrüben, Petersilie, Zuckerrüben und Spinat säen. Falls das Einschlagen der Gemüse bisher noch unterblieben ist, muß es jetzt geschehen, ehe Schnee und Frost es unmöglich machen. Alle Hecken und lebenden Bäume beschneidet man am besten in den Wintermonaten, was auch im Interesse unserer geliebten Sänger dringend anzurathen ist.

Zu den dankbarsten Winterblüheren gehören einige Arten der Schmudmalve oder indischen Sammetpappel, Abutilon. Die Pflanze verdient ihres schlanken Busches, ihrer gefälligen Blüten und schönen Belaubung wegen allgemeinere Beachtung, als ihr bisher zu Theil geworden ist, um so mehr, als ihre Behandlung keine Schwierigkeit bietet. Unter den jetzt blühenden Arten sind besonders hervorzuheben: A. Rove d'or mit goldgelben, A. Boule de neige mit schneeweißen, A. insigne mit rosenrothen, A. Anna Crozy mit großen, helllila Blumen. Sehr empfehlenswerth ist auch die buntblätterige Art A. Thompsoni (siehe die Abbildung 1). Die schön geformten Blätter sind dem Weinlaub ähnlich und auf hellgrünem Grunde weiß und gelb gefleckt und gesprenkelt, die zahlreichen, becherförmigen Blumen hellorange-farben mit dunkleren Aehren. Die Pflanzen verlangen einen hellen Standort im Zimmer, nahrhafte, lockere Erde und während der Blüthezeit reichliche Bewässerung. Setzt man die Schmudmalven im Mai in's freie Land, so wachsen sie schnell und sind als Gruppenpflanze, wie auch einzelftehend, im Rasen sehr wirkungsvoll. Vor Eintritt des Frostes müssen sie wieder eingetopft werden. Im Frühjahr lassen sie sich leicht durch Stecklinge vermehren.



Die artenreiche Gattung der Begonien oder Schiefblatt-Gewächse, die noch beständig durch neue Einführungen und Varietäten bereichert wird, enthält eine große Anzahl beliebter Zimmerpflanzen, die uns auch im Winter durch ihre großen, herrlich gezeichneten Blätter oder durch die hübschen, bei den Knollen-Begonien sogar oft überraschend schönen und farbenprächtigen Blüten erfreuen. Die Begonien lieben einen hellen Standort und gedeihen am besten in nicht zu großen Töpfen mit nahrhafter Erde bei mäßiger Bewässerung. Die Vermehrung geschieht je nach der Art durch Zweig- oder Blatt-Stecklinge, durch die in den Blattwinkeln sich bildenden Zwiebelknöllchen oder durch Samen. Aus der fast unübersehbaren Fülle schöner und interessanter Arten und Spielarten wollen wir nur einige herausgreifen: Begonia diadematum hat tief gelappte Blätter, die auf hellgrünem Grunde weiß gefleckt und gestreift und mit roth gefärbten Nerven durchzogen sind. — B. Kaiserin Elisabeth (siehe die Abb. 2) zeichnet sich durch kräftigen Bau und schöne, silbergraue, weiß punktirte Blätter

aus. — B. Roosli blüht im Winter sehr dankbar und wirkt durch die schüßelförmigen, glänzend grünen Blätter im Verein mit den leuchtend rothen Blumen recht gefällig. — Die großen Blätter der B. metallica sind olivfarben, prächtig metallisch glänzend mit purpurrothen Adern, die Blumen rosenroth. Eine ganz neue Varietät hat weiß, gelb, grün und rosa marmorirte Blätter (siehe die Abb. 3). D. Altmann.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

- Rheinwein-Flecke. — Wie kann man Rheinwein-Flecke aus Kleidern beseitigen? F. G.
- Alte Oelgemälde aufzureden. — Wie kann man alte Oelgemälde reinigen und aufzureden? A. G. in Oberöbern im Elsaß.
- Strickmaschinen. — Kann mir Jemand mittheilen, ob sich die Strickmaschinen bewahren? Wo kauft man eine solche Maschine, und wie theuer ist dieselbe? Frau Regierungs-Baumeister R., Alt-Moabit.
- Kunsthonig. — Vor kurzem las ich in den Zeitungen, daß jetzt vielfach Kunsthonig statt des echten, reinen Bienenhonigs zum Verkaufe angeboten wird. Wie erkennt man, ob der Honig echt oder künstlich hergestellt ist? Frau Geheimrath V. E. in P.
- Jubiläum. — Wann ist zum ersten Mal ein Jubiläum gefeiert worden, von wem und aus welchem Anlaß? Treue Abonnentin.
- Wachholder. — Was bedeutet und woher stammt der Name Wachholder für Juniperus communis? A. P. in S., Ober-Oesterreich.

Antworten.

Weintrauben frisch zu erhalten (440). — Beim Lesen der Briefmappe in Nr. 37 der Illustrierten Frauen-Zeitung kam mir in Erinnerung, was mir vor mehreren Jahren bezüglich Aufbewahrung frischer Trauben von einem französischen Gutsbesitzer mitgetheilt wurde. Das Verfahren in Frankreich ist wie folgt. Schöne, reife Säckelreife wird, nachdem sie sorgfältig gewaschen, täglich während drei Wochen auf reinen leinenen Tüchern in Sonne und Luft ausgebreitet und getrocknet. Ist die Säckelreife so vorbereitet, so wird der Boden eines guten, trockenen, mittelgroßen Fasses mit einer dicken Lage derselben bedeckt, dann werden die schönsten trockenen Trauben mit den Stielen hineingesteckt, so daß die Beeren abwärts fallen; dann wird abermals Säckelreife hineingeschüttet, womit sich alle Zwischenräume der Beeren ausfüllen. Nun kommt eine neue Schicht Säckelreife, wieder eine Lage Trauben, die mit Säckelreife ausgefüllt wird, und so fährt man fort, bis das Faß angefüllt ist und mit einem festliegenden Deckel zugemacht werden kann. Die Aufbewahrung geschieht in einem guten luftigen Obstkeller. Die so aufbewahrten Trauben sollen sich bis zum Frühjahr frisch erhalten, indem die trockene Säckelreife alle sich etwa erzeugende Flüssigkeit aufsaugt und das Faulen verhindert.

Rheinpflanzlein in Jansbrud. — Als bewährtes Schuhmittel gegen den Verderb der Kleider durch allzu starkes Transpiriren unter dem Arm ist das Ueberziehen der Gummis-Schweißblätter mit starkem weißen Flanell zu empfehlen. Die Blätter müssen aber von außen und von innen überzogen werden. J. R.

Berichtigung von Motten (440). — Ein sehr gutes Mittel, Motten aus Möbeln herauszubringen, sind die „Motten-Räucherkerzen“. Die Motten werden durch den Dampf herausgerührt und können dann, da sie sehr betäubt sind, leicht getödtet werden. Ich wende dieses Mittel mit Erfolg an und stelle gewöhnlich unter einen Sessel zwei Kerzen. R.

Fräulein Emma B. in R. — Die Anfertigung, die an eine Gesellschaftin gestellt werden, hat sehr verschiedener Art. In erster Linie wird natürlich seine Bildung und guter Laune verlangt; ferner muß sie im Stande sein, sich mit Gehör des künftigen Verhältnisses anzupassen, auch einmal, wo es Noth thut, selbstthätig einzugreifen. Als selbstverständlich wird vorausgesetzt, daß die Gesellschaftin eine Zweckkenntniß besitzt, gut verlesen, den Thee bereiten kann, und daß sie musikalisch ist; alle diese Einzelheiten sind aber durchaus von den Neigungen der Dame abhängig, ebenso ob diese die Begleiterin jung und lebhaft, ob ernst und gerüst wünscht. Das übliche jährliche Gehalt schwankt meist zwischen 450—600 M., doch gilt letztere Summe im Allgemeinen schon als recht gut, aber auch hier bleiben immer die verschiedenen verhältnißmäßigen Verhältnisse, die gestellten Ansprüche maßgebend. Bestimmteres können wir Ihnen über die fragliche Stellung nicht angeben.

Fräulein P. B. in Neustadt. — Es gereicht uns zur großen Genugthuung, daß wir Ihren Bescheid gefunden haben. Ihrem Wunsche betrefend der Platin-Bilderei soll entprochen werden, wie wir überbaupt jede Anregung, die uns aus dem Kreise unserer Leserinnen inkommt, nach Möglichkeit berücksichtigen. Ihre Beantwortung der Frage nach einem Mittel zur Vertilgung von Motten hätten wir sehr gern zum Abdruck gebracht, aber Sie vergaben, daß besonnter Blatt, auf welchem Sie die Motten niederzuschreiben wollten, Ihrem Bescheide beizulegen. Jedentfalls sagen wir Ihnen für Ihre freundliche Bereitwilligkeit unseren besten Dank.

Bezugsquellen: Schmuckgegenstände, siehe Abb. Seite 455: C. Sauerwald, W. Leipzigerstr. 20. — Nektar u. Co., W. Friedrichstr. 180. — Carton-Beider, siehe Abb. Seite 455: J. A. Heise, SW. Leipzigerstr. 87. — Holzmenschen, auch vorgesehene, sowie mit Malerei verzierte: F. Wankel, SW. Köpenicker Str. 115. — Entwurf zur Holzmalerei und zu anderen kunstgewerblichen Arbeiten von Minna Landien: Sell und Weiser, W. Leipzigerstr. 10. — Majolika-Farben (aus der Fabrik von D. Drews) und farbige Stifte: Kroll & Co., W. Friedrichstr. 191. — Gärtnerer, siehe Abb. Seite 456: C. Hermann, Weichener Str. Berlin, Köpenicker Str. 79.

In dieser Nummer gehört ein Weibblatt und ein Modenbild.

Die Illustrierte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Weibblätter, 12 große farbige Modenbilder, 8 farbige Stilmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Weibblättern jährlich 28 besondere Beilagen, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf. Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf. Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beilagen, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.